

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-32100-1

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).



Anthony Clare

MÄNNER  
HABEN KEINE  
ZUKUNFT

Übersetzt aus dem Englischen  
von Christine Strüh

Scherz

*In Erinnerung an meinen Vater*

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
«On Men, Masculinity in Crisis» bei  
Chatto & Windus, Random House, London.

Erste Auflage 2002  
Copyright © 2000 by Anthony Clare  
Alle deutschsprachigen Rechte  
beim Scherz Verlag, Bern, München, Wien.  
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk,  
Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe,  
Tonträger jeder Art und auszugsweisen  
Nachdruck, sind vorbehalten.

[www.scherzverlag.de](http://www.scherzverlag.de)

# Inhalt:

---

KAPITEL 1	
Der sterbende Phallus	7
KAPITEL 2	
Wozu das Y?	19
KAPITEL 3	
Männer und Gewalt	54
KAPITEL 4	
Das Y verblasst	94
KAPITEL 5	
Das Zeitalter der Amazone	137
KAPITEL 6	
Wer braucht schon einen Mann in der Familie?	172
KAPITEL 7	
Der Mann als Vater	207
KAPITEL 8	
Männer und die Liebe	250
Anmerkungen	289
Dank	317



## Der sterbende Phallus

---

Je älter und hoffentlich weiser ich werde, desto klarer erkenne ich, was ich alles nicht weiß. Ich weiß immer noch nicht, was die Menschen glücklich macht, obwohl ich einiges darüber sagen kann, was sie unglücklich macht. Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt, obwohl ich früher einmal mit leidenschaftlicher Überzeugung an ihn geglaubt habe. Ich weiß nicht, ob gute Mütter so geboren oder gemacht werden, ich weiß nicht, wie es kommt, dass manche Menschen Führungspersönlichkeiten und andere Mitläufer sind, ich weiß nicht, ob noch zu meinen Lebzeiten ein Heilmittel gegen Krebs, Schizophrenie oder Alzheimer gefunden wird.

Aber ich weiß, was es heißt, ein Mann zu sein. Wenn ich allerdings genauer darüber nachdenke, wie ich gelernt habe, was Männlichkeit ist, dann merke ich, dass fast der gesamte Lernprozess implizit oder durch Osmose verlaufen ist. Ich kann mich nicht erinnern, dass mein Vater, meine Mutter, meine Lehrer, meine Freunde oder sonst irgendjemand jemals gesagt hätten: «So musst du sein als Mann, als Sohn, als Bruder, als Liebhaber, als Vater.» Aber ich lernte sehr früh eine ganze Menge darüber, was ein Mann tut; ich lernte auch, dass die Arbeit eines Mannes genauso wichtig, ja, sogar noch wichtiger ist als das, was ein Mann ist; ich lernte, dass ein Mann in der modernen kapitalistischen

Gesellschaft nicht durch das Sein definiert wird, sondern durch das Tun.

Für andere und auch für mich selbst spielte meine berufliche Laufbahn, vor allem meine medizinische Karriere, immer eine größere Rolle als meine Partnerin, meine Familie und meine Freunde. Während des Studiums – ich studierte erst Medizin, dann Psychiatrie – habe ich kein einziges Mal erlebt, dass ein männlicher Kommilitone seiner Familie die erste Priorität eingeräumt hätte. Völlig unbekümmert planten Männer Abendtermine und wunderten oder ärgerten sich dann, wenn ihre Kolleginnen darauf hinwiesen, dass sie wegen häuslicher Verpflichtungen leider nicht kommen konnten. Wenn ein Mann eine solche Entschuldigung vorgebracht hätte, wäre er sofort abgestempelt gewesen als einer, der sich nicht genügend für seinen Job engagiert. Die meisten Männer waren damit beschäftigt, überall zu demonstrieren, dass sie jede Stunde, die Gott ihnen schenkte, mit Arbeit verbrachten. Man fühlte sich an Schimpansen erinnert, die sich an die Brust schlagen und die Zähne blecken. Oft genug war es ebenso produktiv.

In einem 1912 in der *New York Times* veröffentlichten Interview<sup>1</sup> stellte C. G. Jung fest, dass sich die Libido der amerikanischen Männer fast ausschließlich auf den Beruf konzentriert: Als Ehemann sei er froh, keine Verpflichtungen erfüllen zu müssen, und überlasse die Leitung des Familienlebens lieber seiner Frau. Was gern als Unabhängigkeit der amerikanischen Frauen dargestellt wurde, sah Jung als Faulheit der amerikanischen Männer, die sich zu Hause erholen, die dort nett und zuvorkommend sind, im Beruf aber umso härter kämpfen.

Jung sprach von den amerikanischen Männern zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Doch die folgenden gut achtzig Jahre hätte er über Männlichkeit, Karriere und Familienleben mehr oder weniger das Gleiche sagen können. Jedenfalls über mich. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts scheint die feministische Analyse und die sexuelle Revolution einiges verändert zu haben – für die Frauen. Aber was ist eigentlich mit den Männern passiert?

Als junger Psychotherapeut Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre begegnete ich regelmäßig dem Phänomen, das man damals als «Leeres-Nest-Syndrom» bezeichnete. Es befahl verheira-

tete Frauen, die ihr Leben der Familie und der Kindererziehung gewidmet hatten und mit fünfzig plötzlich feststellten, dass ihre Kinder erwachsen und aus dem Haus waren, während ihr Ehemann sein eigenes Leben führte, vorwiegend bestehend aus Arbeit und Golf. Heute, in den neunziger Jahren, bekomme ich nicht mehr viele Frauen aus «leeren Nestern» zu Gesicht. Stattdessen treffe ich Männer mittleren Alters, die ihr Leben einer Firma oder einem Unternehmen geschenkt, die alles geopfert haben und inzwischen erbarmungslos in Rente geschickt wurden, die unfreiwillig im Ruhestand sind, um mehrere Nummern geschrumpft und überflüssig. Verstört blicken sie um sich, aber ihre Kinder sind ausgeflogen und ihre Frau ist anderweitig beschäftigt. Jetzt spielen die Frauen Golf, jetzt haben die Frauen Jobs und Freunde bei der Arbeit. Die Männer dagegen kauern im leeren Nest, konfrontiert mit dem, was einer meiner Freunde, ein redengewandter irischer Geschäftsmann, einmal «die vergessene Zukunft» genannt hat.

Seit mein öffentliches Leben als Mann begonnen hat – in der Schule, auf der Universität, im Diskussionsclub, im Forschungszentrum für Doktoranden, im Krankenhaus – lernte ich, mit anderen zu konkurrieren und ein Selbstbewusstsein an den Tag zu legen, das ich selten (genauer gesagt, nie) wirklich besaß. Das ist es, was man von Männern verlangt, mit dem Ergebnis, dass eine der häufigsten Ängste von erwachsenen Männern darin besteht, auf irgendeine rätselhafte Weise «entlarvt» zu werden. Als junger Vater schrie ich meine Kinder an, um mich überlegen zu fühlen. Auf Umwegen oder manchmal auch ganz direkt verkündete ich, dass richtige Jungs nicht jammerten, sondern stark und verantwortungsbewusst seien, dass sie ihre Verletzlichkeit unterdrücken müssten, vor allem, damit sie von anderen Jungen nicht schikaniert würden. Als junger Ehemann liebte ich meine Frau und war ein mitfühlender und emanzipierter «neuer» Mann – jedenfalls glaubte ich das. Heute bin ich mir da nicht mehr so sicher. Meine Frau hat viel geopfert, um Vollzeitmutter zu sein. Ich dagegen musste fast nichts dafür aufgeben, um am Rande mit wenig Zeitaufwand eine kleine Vaterrolle zu spielen. Aber ich war der Ernährer der Familie, und das war wichtig – jedenfalls für mich –, und ich war ein Vater für meine Kinder, auch wenn es mir sehr schwer gefallen wäre, genau zu definieren, was das bedeutete.

Heute sind die Männer – wozu sie gut sind, ihr Zweck, ihr Wert, ihre Rechtfertigung – ständig Thema der öffentlichen Diskussion. Einige durchaus ernst zu nehmende Zeitgenossen meinen, dass Männer überflüssig sind, dass Frauen sie nicht brauchen und Kinder ohne sie besser dran wären. Am Beginn des 21. Jahrhunderts kann kaum noch jemand der Erkenntnis ausweichen, dass Männer ein ernsthaftes Problem haben. Überall in der Welt, ob in hoch entwickelten Industrienationen oder in Entwicklungsländern, ist antisoziales Verhalten eine Männerdomäne. Gewalt, sexueller Missbrauch von Kindern, illegaler Drogenkonsum, Alkoholmissbrauch, Glücksspiel – dies alles sind vorwiegend männliche Aktivitäten. In Gerichtssälen und Gefängnissen wimmelt es von Männern. Wenn es um Aggression, Kriminalität, Risikoverhalten und soziales Chaos geht, stehen Männer an vorderster Front.

Glücklicher scheinen sie dabei aber auch nicht geworden zu sein. Überall in Nordamerika, in Europa und Australien ist die Selbstmordrate von jungen Männern drei- bis viermal so hoch wie die von Frauen.<sup>2</sup> Die Zunahme von Selbstmorden bei jungen Männern in großen Teilen der westlichen Welt ist zutreffenderweise als Epidemie bezeichnet worden, und bei alten Menschen sieht es nicht besser aus. Auf sechs von hunderttausend älteren Frauen, die sich pro Jahr das Leben nehmen, kommen vierzig ältere Männer. Und diese Zahlen können als Spitze des Eisbergs männlicher Depression gesehen werden, denn Männer gelten entweder als zu stolz oder als emotional zu verklemmt, um zuzugeben, dass sie ihre Gefühle nicht mehr unter Kontrolle haben. Männer, die einerseits berüchtigt sind für ihre Neigung, zu kiffen, sich zu besaufen oder sich auf sexuelle Abenteuer einzulassen, geraten andererseits in Panik, wenn es darum geht, einem anderen Menschen zu zeigen, dass sie auch deprimiert, abhängig oder hilfsbedürftig sein können – und es oft genug auch sind.

Nun könnte man sagen, das sei schon immer so gewesen. Die Veränderung besteht darin, dass die Männer sich jetzt endlich aus ihrem emotionalen Versteck hervorwagen. Nachdem Männer die Emotionalität der Frauen so lange lächerlich gemacht, verpönte und von oben herab behandelt haben, akzeptieren sie inzwischen, wie wichtig es für eine reife Persönlichkeit ist, Gefühle nicht

nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern offen und zivilisiert auszudrücken.

Andererseits sieht es ganz so aus, als hätten Männer reichlich Grund, um unzufrieden zu sein. Ganz oben auf der Liste steht das wachsende Durchsetzungsvermögen der Frauen. Dank der feministischen Revolution, so wird argumentiert, seien Frauen nicht länger bereit, Besitz der Männer zu sein, die männliche Vorherrschaft werde überwunden. Wie den Kolonialherren, die zusehen müssen, wie ihr Imperium allmählich zerbricht, so gefällt auch den Männern diese Entwicklung nicht. Aber nur sehr wenige Frauen lassen sich auf diese Argumentation ein, denn so viel Boden haben die Frauen bislang nicht gewonnen. Noch immer sitzen wesentlich mehr Männer in Machtpositionen, noch immer wird der politische und wirtschaftliche Aufstieg der Frauen durch den mehr oder weniger latenten Sexismus verhindert, noch immer stolzieren die Männer in fast jedem westlichen Land der Welt durch Kabinett und Vorstandsetage, noch immer sind die Männer letztlich Herren ihres eigenen und des Schicksals ihrer Untergebenen. In den Entwicklungsländern ist die Situation sogar noch unfairer. Die Geschlechterunterschiede bei der Verteilung unbezahlter Arbeit sind geradezu grotesk, und allemerede von Gleichberechtigung zum Trotz müssen Frauen überall auf der Welt länger arbeiten als Männer und bekommen weniger Geld dafür. Die Kolonialherren haben noch immer das Heft in der Hand.

Unter den gegebenen Umständen ist es durchaus verständlich, dass Frauen wenig Geduld für die Empfindlichkeiten der Männer aufbringen. Aber vielleicht geht diese Reaktion an der Sache vorbei. Es stimmt, dass das Patriarchat noch nicht erledigt ist. Aber die Argumente zu seiner Rechtfertigung sind durcheinander geraten. Die Kolonialherren sind noch nicht gestürzt, aber die Kolonisierten planen, diskutieren, organisieren und haben bei einigen kleinen, gut geplanten Aufständen bereits gezeigt, was in ihnen steckt. Zumindest in den Außenbezirken des patriarchalischen Imperiums herrscht das Gefühl, dass die Zeit der männlichen Autorität, Dominanz und Herrschaft vorbei ist. Die männliche Macht wird untergraben. Überall in Europa – in den Grundschulen, den weiterführenden Schulen und auch auf den Universitäten – zeigen Mädchen inzwischen bessere Leistungen als Jungen. In der Europäischen

Union schließen zwanzig Prozent mehr Frauen ihr Studium ab als Männer. Beim Verlassen der Schule oder Universität können sich Frauen bessere Chancen auf einen Arbeitsplatz ausrechnen. In Deutschland verloren zwischen 1991 und 1995 beispielsweise doppelt so viele Männer wie Frauen ihren Arbeitsplatz. Für Frauen gab es 210000 zusätzliche Jobs, für Männer 400000 weniger. Manche männliche Teenager trösten sich damit, dass die Männer später, mit zwanzig, dreißig, ihren angestammten Platz zurückerobern – den an der Spitze natürlich. Aber diese Beteuerungen klingen aus den verschiedensten Gründen reichlich hohl. Frauen sind auf dem Vormarsch, und obwohl sie noch einen weiten Weg vor sich haben, fühlen die Männer sich bedroht und reagieren mit Aggression gegen die Frauen und gegen sich selbst.

Und als wären die Veränderungen in Erziehung, Ausbildung und Arbeit nicht genug, um den Durchschnittsmann zu verunsichern, gibt es dazu auch noch die deprimierende öffentliche Seifenoper über die Beziehung zwischen dem Mann und seinem Penis. Männer, denen in den meisten anderen Lebensbereichen so viel daran liegt, alles unter Kontrolle zu haben, sind allem Anschein nach unfähig, ihre sexuellen Bedürfnisse im Zaum zu halten. Ernster ausgedrückt: Man kann der Konfrontation mit den dunklen Seiten männlicher Sexualität nicht ausweichen, die sich nur allzu deutlich in der männlichen Aggression gegen Frauen und Kinder zeigt – Vergewaltigung, Belästigung, sexuelle Gewalt. Kein Wunder, dass viele unschuldige Männer (beispielsweise Verwandte von Folterern und Mördern) anfangen, Verbrechen zu entschuldigen, die sie nicht selbst begangen haben.

Aber haben Männer Angst vor ihren Gefühlen, und wenn ja, gibt es vielleicht gute Gründe dafür? Empfinden Männer Verachtung für Frauen, und wenn ja, was nährt diese Empfindung? Noch immer steht die Behauptung im Raum, dass Misogynie, der Hass auf Frauen, unverbrüchlich zur männlichen Entwicklung gehört und dass es ganz einfach keine guten Männer gibt.<sup>3</sup> Könnten die Angst und die Verachtung vielleicht mit einer tieferen Angst in Zusammenhang stehen, einer noch grundlegenderen Furcht, die mit der Beschaffenheit der männlichen Sexualität zu tun hat? Hier betritt man gefährliches Terrain. Ein falscher Schritt, und schon riskiert

man den Vorwurf, man mache *Frauen* dafür verantwortlich, dass Männer ihre sexuellen Gefühle und ihre Aggression nicht in Schach halten können. Davon sind viele Männer überzeugt, und leider handeln manche auch entsprechend. Frauen werden gefürchtet, verachtet und manchmal sogar vernichtet aufgrund von dem, was sie den Männern angeblich antun. Für solche Männer ist die eigene Sexualität genau deshalb aufregend, weil sie unberechenbar, launenhaft und potentiell gefährlich ist – und am Ende sind die Frauen für alles verantwortlich, denn sie haben diese Sexualität ja provoziert. Durch ihre bloße Existenz stellen Frauen eine geradezu verstörende Herausforderung an die männliche Selbstbeherrschung dar. Und weil Kontrolle für viele Männer der wichtigste Maßstab ihrer Männlichkeit ist, stellt bereits die kleinste Bedrohung dieser Kontrolle die Essenz ihrer Definition als Mann in Frage. Bill Clintons Sexualverhalten zeigte deutlich, dass der Mythos des Gartens Eden im Herzen des amerikanischen Imperiums blüht und gedeiht. Männer werden schwach, weil Frauen sie verführen. Noch immer ist dies für Männer die beliebteste Erklärung für ihr Sexualverhalten. Statt sich einer wirklich rigorosen Analyse der Natur männlicher Sexualität und ihrer Beziehung zu Macht, Sozialstatus, Aggression und Kontrolle zu stellen, ziehen sich die meisten Männer bei diesem Thema auf ein selbstmitleidiges und letztlich deprimierendes Gejammer zurück und beklagen sich, wie schwer es doch ist, in unserer modernen postfeministischen Welt der Geschlechtergleichheit ein richtig heißblütiger Mann zu sein und in einer dynamischen Beziehung mit einer Frau zu leben.

1989 fragte ich Germaine Greer in einem Interview, ob sie glaube, dass Männer hinter dem ganzen aufgeblasenen Getue und Gehabe vielleicht gar nicht so selbstbewusst sind, wie sie vielleicht wirken. «Mir ist die phallische Unsicherheit eigentlich ziemlich gleichgültig», erwiderte sie scharf, fügte aber hinzu:

Schließlich hat der Mann die Vorstellung vom Phallus selbst geschaffen. Es sind die Männer, die sich Sorgen darüber machen, ob im phallischen Bereich alles stimmt, während die Frauen mit dem ganzen anderen Zeug zufrieden sind – Sozialstatus, Macht, Intelligenz.<sup>4</sup>

Sie hat vollkommen Recht. Nach wie vor sind Männer besorgt, «ob im phallischen Bereich alles stimmt». Sie machen sich Gedanken über Größe, Form und Erektionspotential ihrer Genitalien. Alte und junge Männer geraten aus der Fassung durch spöttische Anspielungen auf ihr «bestes Stück». Der erfolgreiche britische Film «Ganz oder gar nicht» zieht ausdrücklich eine Analogie zwischen den Minderwertigkeitsgefühlen eines Mannes, der seinen Arbeitsplatz verloren hat, und der Besorgnis um die genitale Potenz. Männer müssen Beziehungen eingehen, emotional Kontakt aufnehmen, sich auf andere Menschen einlassen und sich splitterfasernackt ausziehen – voreinander und vor den Frauen –, wenn sie jemals vollständige Menschen werden wollen. So jedenfalls lautet die Botschaft des Films. Doch dann kam der große Rückzieher: Vor dem Kinopublikum wurde wirklich alles entblößt – bis auf das «beste Stück»!

Die ständige Beschäftigung mit dem Penis scheint vor allem auf Angst zu beruhen: Nicht auf der freudschen Kastrationsangst, sondern eher auf der adlerschen Angst vor Lächerlichkeit. Sind wir der Aufgabe gewachsen? lautet die bange Frage der modernen Männer, während sie besorgt ihren runzligen Pimmel mustern und ihre sozialen Fähigkeiten analysieren; sind wir der Konkurrenz gewachsen, dem Erfolgs- und Leistungsdruck, sind wir stark genug, ständig zu kämpfen, alles unter Kontrolle zu haben, uns durchzusetzen, uns für unfehlbar zu halten und dann auch noch einen hochzukriegen? Denn natürlich ist da zu allem Überfluss auch noch die unbestreitbare Ungleichheit der Geschlechter, die Tatsache nämlich, dass Frauen einen Orgasmus vortäuschen können, Männer aber nicht. Die Sichtbarkeit der männlichen Geschlechtsorgane, die Größe des Penis, Erregung oder Schlawheit – all das kann gemessen und verglichen werden. Deshalb überrascht es nicht, dass Viagra nicht nur mit anzüglichen Scherzen und widerlichen Zweideutigkeiten begrüßt wurde, sondern auch mit grimmigen und panischen politischen Diskussionen, ob sich die Männer nicht vielleicht wie die Wilden auf das neue Wundermittel stürzen und damit das ganze Gesundheitssystem zusammenklappen lassen würden.

Der einzige biologische Geschlechtsunterschied, über den sich alle einig sind, besteht in den Chromosomen: Frauen besitzen zwei

X-förmige Geschlechtschromosomen, während es bei Männern ein X und ein kleines Y-förmiges sind. Das Y-Chromosom ist verantwortlich für die größere männliche Körperkraft, Statur, Muskelmasse, Fingerfertigkeit, Laufgeschwindigkeit. Diese Eigenschaften waren sehr wertvoll in einer Welt, in der solche Eigenschaften das Überleben sicherten. Wir haben uns daran gewöhnt, uns unter einem «richtigen» Mann jemanden vorzustellen, der in der Eisen-, Stahl- oder Kohleindustrie arbeitet, im Schiffsbau, als Holzfäller oder als Bauer. Unsere streitbaren Helden sind fast ausschließlich männlichen Geschlechts, sowohl in der Fantasie als auch in der Wirklichkeit, wenn es um den Kampf von Mann zu Mann, um rein körperlichen Mut, Überlebenswillen oder athletische Verwegenheit geht. Doch was bedeutet all die brutale Stärke, Überlegenheit und maßlose Energie heute, wo mehr Menschen indisches Curry kochen als im Kohlebergwerk schufteten, wo computergesteuerte Roboter statt schwitzender Männer Autos zusammensetzen, wo der männliche Hang zur Gewalt nicht mehr den Nationalstolz rettet, sondern viel eher das Überleben der Welt bedroht?

In der modernen Gesellschaft gibt es kaum noch etwas, was nicht auch und genauso gut von Frauen erledigt werden kann. «Na und?», sagen die Frauen, was nur verständlich ist, wenn man bedenkt, wie lange es gedauert hat, diesen Zustand zu erreichen. Na und? Aber die Männer haben ein Problem damit, und zwar vor allem diejenigen – und das war bisher die Mehrheit –, die ihr Leben, ihre Identität, die Essenz ihrer Männlichkeit über ihre berufliche Leistung definiert und sich etwas darauf eingebildet haben, eine Arbeit zu machen, die nur von Männern erledigt werden konnte. Die Generation meines Vaters war stolz, die Ernährerrolle zu übernehmen – für ihre Ehefrauen, ihre Familien, für sich selbst. Heute scheint diese Rolle ihren Sinn verloren zu haben. Immer mehr verheiratete Frauen ernten die Früchte ihrer Ausbildung, nutzen ihre Intelligenz und verdienen ihr Geld selbst. Als Alleinerziehende machen sie sich stark für Kinderhorte am Arbeitsplatz und bessere Kinderbetreuung insgesamt, für Unterstützung aus der Sozialversicherung als Ausgleich für Männereinkünfte. Doch nicht nur die Rolle des Ernährers befindet sich unter Beschuss, auch die Rolle des Vaters ist bedroht. Mit dem Ende des zweiten Jahrtausends ist die männliche